



Auf dem Flughafen springen mich Autos von Werbewänden an. Ein freundlicher Bus wartet, mit einem Chauffeur, der ihn liebevoll und akkurat fegt. Die Reisenden sollen sich wohl fühlen in seinem Bus. Er fühlt sich auch wohl, in diesem Land, das ihm Arbeit gibt und die sogar bezahlt. Aber irgendwann wird ihm eine Zukunft blühen mit Oleander, Bergen, Meer. Er wird das umnebelte Land wieder austauschen. Gegen seins. Daheim eben, natürlich.

Aborigenee, gerade gelandet in ihrer Herkunftsstadt.
Version I

Es hat mich in die Mitte der Stadt des Landes verschlagen, in dem ich geboren und auch sozialisiert wurde. Diese Stadt ist mein Migrationshintergrund. Mein Sehnsuchtsort, manchmal, meistens nicht.

Ich stelle Fragen in einer Sprache, meiner, die nicht beantwortet werden. Diese Sprache, die aus dem Bauch, aus dem Stall, aus dem Mittelalter kommt, wird nicht erhört. Meine Freunde belächeln die kindische Hartnäckigkeit, mit der ich *e Kaffi* statt *un café* begehre. Folgsam und vollautomatisch wechseln sie, sobald sie den öffentlichen Raum betreten, ins Idiom der *Grande Nation*, die uns Fassaden, Schliff, Kultur und Gesetz beigebracht hat. Ich, die ich selten Gelegenheit habe, so zu sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, lasse mir *eng Schmier wann ech geliff*t auf der Zunge zergehen. Nur dass ich sie nicht bekomme. Da ich keine Fundamentalistin bin und vielleicht sogar Hunger oder Durst habe, wechsele ich über in die allgemeingültige Sprache, die verwirrte Tagestouristen vermutlich für jene des Landes halten. Ist sie ja auch. Liebe Tourist_innen, es ist sehr kompliziert.

Der „schon immer“ so genannte „Garçon“, der sich bei den Aborigenees sein Brot verdient, hat indessen eine tartine gebracht.

Im öffentlichen Raum will ich also meine Sprache sprechen? Identitäts-Rebellin? Einige warnen mich, meinen, das sei absolutes *No Go*, und auch noch was dazu zu veröffentlichen, hockte ich, ruckizucki, in der rechten schlechten Ecke. Mit den Dummen, den Komischen, den Alten, den Uncoolen, den Sitzengebliebenen. Die sogar Parteien gründen, die es aber sowieso nie zu etwas brächten. Die in den Internet-Foren herumkläfften. Von den meisten Freunden wird mein abartiges Verhalten belächelt. Dass sie sich *in der Stadt* ihr Bier nur noch in Französisch bestellen können, ist ihnen egal, das hat sich so ergeben im Lauf der Jahrzehnte, die ich jetzt schon schwänze. Einige kritisieren mich scharf. Was soll das, gerade du, die doch nie bleiben wollte, was sie sowieso nie war. Jetzt käme ich komisch aus dem Ausland daher und meckerte aus dem Bauch. Ich solle mich umschauchen und diese neue Stadt sehen, und sie würdigen, und mich freuen, dass sie nicht geblieben ist, was sie war.

Waren die Fragen, die ich gestellt habe, Fragen? Oder Bestellungen, *des ordres, des commandes*?



Guy Hoffmann

Authentische Autochthone?

Ein Freund rühmt die Tatsache, dass 153 Nationalitäten hier doch relativ gemütlich nebeneinander, hin und wieder, selten, sogar miteinander leben. Er hebt hervor, dass die Luxemburger zu den wenigen Europäern gehören, die trotz fremdenfeindlichem Hintergrundgequake noch keiner sich durch Xenophobie profilierenden Partei auf den Leim gingen. Wie sie es eben auch im Zweiten Weltkrieg zu einer Widerstandsbewegung gebracht hätten, obwohl ein luxemburgisches Nationalgefühl davor keine große Rolle gespielt habe. Danach dann schon. Bis der Wohlstand die Landesinsassen wieder schnell von nationalistischem Pathos geheilt habe.

Der gleiche Freund bemerkt melancholisch, dass man in der Stadt eigentlich keinen *Patt* in einem authentischen, luxemburgischen Bistro mehr trinken könne. Dieses Bedauern sei ja legitim: Würden wir nicht an allen möglichen Weltorten nach dem Authentischen suchen? Ein paar Lokale fallen uns dann doch noch ein, die im Lauf der Zeit zu einer Art *Bopen-* und *Bomebistro* mutiert sind, weil die Belegschaft friedlich mit dem Inhaber gealtert ist. Die *Bomebistros* aus der Zeit unserer Jugend sind verschwunden.

Traueren Sie den griesgrämig herum schlurfenden, uns skeptisch beäugenden Patrons nach? Traueren Sie den vor sich hindämmernenden, *stacksaten Stacklätzebuergern* nach? Traueren Sie den mausgrauen

Männchen nach, die mit rätselhafter Bessessenheit einem ewig gleichen Tagwerk zustrebten? Traueren Sie den Pelzmanteldamen nach, die unter ihrer Make up-Maske, hinter ihrem Filterkaffee im Café Paris den Tratsch der Saison durchhechelten? Traueren Sie dieser kleinkarierten und dennoch snobistischen Kopfschüttel-Kleinstadt hinterher, die man so schön und so leicht schockieren konnte? Habe ich mir nicht inmitten der bunten Truppe, die ich als meinen Stamm, meine Sippe, meine Freunde auserwählte, gewünscht, sie würden mit Pelz und Pudeln im Nirwana verschwinden? Die Raubritterstadt wünschte ich mir ohne ihre katholisch-biedere Belegschaft. Ein Wunsch, der bald in Erfüllung ging. Bald übernahmen die neuen Raubritter das Feld. Die Yuppies stylten den öffentlichen Raum gnadenlos durch. Den nicht ins Design passenden Fixer_innen wurde sogar großzügig eine Stube in der Peripherie-Pampa eingeräumt.

Wahrscheinlich traure ich meiner auf diesem Platz verschwenderisch abgesehenen und verträumten Jugend nach. Ich traure der Vergangenheit nach, die zu einem Großteil darin bestand, mich weg aus ihr zu träumen. Weit weg von den Schüler_innen, die hier wie König_innen ihre Runden drehten, von ihren Limpertsberger und Belair Müttern, weit weg von dem Karussell, das sich selbstgefällig und zugleich angeödet um sich selber drehte. ▶

Aborigenee, gerade gelandet in ihrer Herkunftsstadt. Version II

Place d'Armes. Platz in der Sonne. Ich habe es geschafft, mir in der hyperaktiven Mittagsstadt ein Plätzchen zu erobern. Die Fast Food Restaurants werden von Schülern erobert. In den Restaurants und auf den Terrassen drängen sich Bankangestellte und Businessleute. Sie tragen die Businessuniform der Saison, dazu abwechslungsreiche Hautfarben. Nicht immer nur die gleiche beige, wie früher. Sprachfetzen flattern im Wind. Vollautomatisch bestelle ich in der Sprache der *Grande Nation*. Ist ja auch schön, wieder einmal Französisch zu reden. Ist ja auch schön, auf einem kleinen Platz in einer kleinen Stadt in einem kleinen Land zu sitzen, und die Welt defiliert an mir vorbei und gibt sich hier Rendez-vous. Ein kleines europäisches, nein, globales Labor, eine winzige Kosmopolis, vielleicht ein Utopolis. Die jungen Menschen dieses Landes werden ausschwirren, junge Menschen anderer Länder schwirren herein. Da kann einem schon der Kopf schwirren. Was spricht man eigentlich hier? fragen verwirrte Touristen. *This is a very interesting question, y muy komplizéiert.*



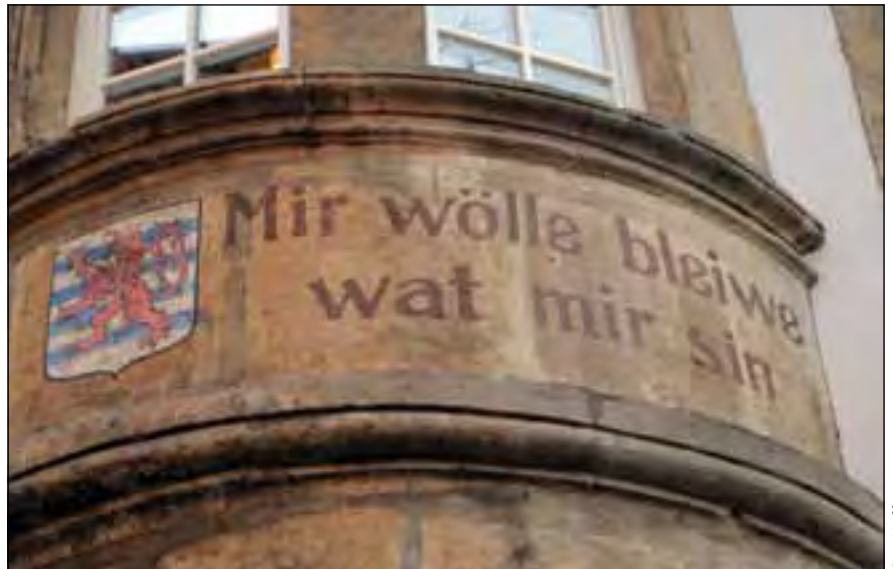
Authentische Autochthone

Luxemburg hat keine Seele.
Wozu auch?

Ich zitiere einen höchstens heimlich rebellischen Onkel, der mir schon vor zwanzig Jahren zuflüsterte, Luxemburg sei eine Hure geworden, habe seine Seele verloren. Wenn ich die verlorene Seele erwähne, erfolgt oft ein schnelles Nicken. Genau so oft wird protestiert, die neue, coole Stadt erwähnt, die Rives de Clausen, Altmünster, eine boomende Kulturszene, ob das vielleicht seelenlos sei. Viele sind gespalten, so wie ich. Die viel zu selten zulande und zustadt ist, um sich ein Bild zu machen, das nicht nur selbst gemacht ist. Deren Besuche sporadisch sind, deren Eindrücke abhängig sind vom Wetter, der persönlichen Befindlichkeit, vom privaten Umfeld. Purer Impressionismus, der zu satirischem Expressionismus erstarrt.

In der Wochenzeitung *D'Lëtzebuurger Land* wurde vor kurzem ein Ende dieser allmählich öde werdenden Identitätsdebatte gefordert. Vielleicht habe ich diese Debatte nicht mitbekommen, oder nur in ihren primitivsten Auswüchsen, die mir in Internet-Foren begegnen. Nicht als sinnvolle Reflexion, als Begegnung von Menschen auf diversen Standorten in einer Zeit, in der alles in Bewegung ist. Hin- und Herkunftsorte: Die Standorte sind mobil geworden.

Der Freund meint gelassen, das pragmatische Luxemburg habe sowieso nie eine Seele gehabt. Was kann man sich dafür schon kaufen? Atmosphäre aber schon. Vielleicht soll man ja auch lieber diesen Begriff verwenden, statt den religiös und weltanschaulich belasteten Begriff Seele zu strapazieren.



Guy Hoffmann



Merci!

In Wien, wo ich seit 25 Jahren lebe, erzählt mir eine kurdische Türkin, dass sie bei ihren seltenen Heimreisen jedes Mal eine andere Heimat vorfindet. Sie findet nicht nur das ihrem Gedächtnis eingestanzte Kinderdorf nicht wieder, das Dorf narret sie mit sich wandelnden Kulissen, einer neuen Belegschaft, ist vielleicht gar nicht mehr ihr Dorf. So wie sie nicht mehr die kleine Kurdin ist, die sich vor Jahrzehnten auf den Weg machte. Die Begegnung zwischen ihr und ihrem Herkunftsort ist immer wieder eine andere, sie überraschen sich gegenseitig, verwirren sich, verwerfen und entdecken sich.

Die heimische Scholle bewegt sich wie Wüstensand, so wie sich die Erdkruste bewegt. Vielleicht klammern sich Menschen deshalb so oft an sie.

Eine drittere, weitere Identität ist entstanden, entsteht, vergeht. Das Interkulturelle ist dem Transkulturellen gewichen.

Eine Erfahrung, die alle Migrant_innen machen, selbst wenn die Distanz in Kilometern und kulturellen Parametern eine geringe ist. Die man bei anderen nachvollzieht, sogar einfordert. Ist man selber die Migrantin, ist mit jeder Heimkehr auch die Erkenntnis verbunden, dass nichts bleibt, wie es war, dass der Herkunftsort keine Konserve ist.

Der Kindergarten ist geschlossen. Die Kinder sind alt geworden wie die Migrantin. Sie blättert im Heimatkundeheft mit der Schönschrift. Ein seltsamer Refrain erklingt: *Mir wölle bleiwe wat mir sinn*.

Das erscheint ihr ziemlich gespenstisch.

Der Garçon bringt einen Kaffee. Darüber freut sie sich.

Michèle Thoma